
Drey und vierzigstes Kapitel.

Geschichte der französischen Revolution.

Erster Abschnitt.

Ursachen der französischen Revolution. Schwelgerischer, ränkevoller Hof. Uebermüthiger Adel. Trauriger Zustand der Finanzen. Die Versammlung der Notablen kann demselben nicht abhelfen. Der Adel und die Geistlichkeit verweigern die Theilnahme an den Staatsbürden. Die Entwürfe von Calonne und Brienne misslingen. Aus der Reichs-Versammlung wird, durch Sieyès, eine National-Versammlung. Neckler bekommt seinen Abschied.

Rußland, die Pforte, und die übrigen Staaten, die in den andern Erdtheilen ihr Ansehen so geltend zu machen wußten, wurden, so wie ganz Europa, zur Theilnahme
Galletti Weltg. 2or Th. N an

an einer äusserst folgenreichen Staatsveränderung in Frankreich hingerissen; an einer Staatsveränderung, durch die unser Erdtheil von Portugal bis nach Rußland, von Schweden bis nach Malthe, erschüttert worden ist. Seit der Reformation hat die Weltgeschichte keine ähnliche Begebenheit aufzuweisen. So wie die Reformation die religiöse Freyheit der Menschen zum Gegenstande hatte, so war, wenigstens bey den edeldenkenden Theilnehmern der französischen Revolution, politische Freyheit und Gleichheit das Ziel ihres kraftvollen Bestrebens. Ach, in welchem rosensfarbenen Lichte zeigte sich den für das Glück des Menschengeschlechtes recht feurig erwärmten Freunden desselben die Aussicht, jenen den Schwung der Geisteskräfte niederdrückenden Unterschied der Stände aufgehoben zu sehen! Was hätte sich, diese Sinnesart mit edler Unergennüßigkeit geleitet, für die Beförderung der echten Humanität nicht bewirken lassen! Aber leider zeigte auch der Gang dieser Revolution das der Menschennatur so gewöhnliche Schicksal, die wohlthätigsten Entwürfe durch das Spiel verderblicher Leidenschaften vereitelt zu sehen!

Wiel

Vielleicht ließen sich aber die schönen Erwartungen von einer solchen Revolution in jedem andern europäischen Lande eher, als in Frankreich, mit einiger Sicherheit voraussehen; in Frankreich, wo eine, in ihren vornehmsten Theilen äusserst verderbte, Nation von einem nach dem Guten eifrig strebenden, aber von untüchtigen und eingebildeten Ministern schlecht geleiteten König, zu wenig mit kraftvoller Entschlossenheit regiert wurde.

Der öftre Ministerwechsel bewies schon zur Genüge, wie wenig der schüchterne Ludwig XVI dem ehrsüchtigen und ehrgeizigen Ränkespiel des Hofes entgegen zu arbeiten verstand *). Die Person, die der Kreis der eben so verderbten, als ränkevollen Hofleute umringte, war die Königin Marie Antoinette, eine Tochter der Kaiserin Marie Theresie (geb. 1755). Unter der Aufsicht der sorgsamen Mutter die schönsten Gaben des Körpers und Geistes entwickelnd, war sie, als Gemahlin des Dauphins Ludwig, für das pariser Publicum bald der Gegenstand seiner Bewunderung. Ihr ungeschmücktes,

uns

*) Theil XVIII, S. 106; 116.

ungezwungnes Betragen, aus welchem so viel Munterkeit, so viel Genetztheit zum Wohlthun, hervorblickte, gewann ihr alle Herzen. Aber diese liebenswürdigen Eigenschaften standen mit mancher ihnen verwandten Schwäche, mit Hang zu sinnlichen Vergnügungen und Zerstreuungen, mit Leichtsinne und Unbesonnenheit, in Verbindung. An einen üppigen und schwelgerischen Hof versetzt, ließ sie sich von den Genüssen desselben zu mächtig hinreißen, opferte sie der Spielsucht ungeheure Summen, widmete sie dem Schauspiel eine so gränzenlose Liebe, daß sie zuweilen des Abends, nur von ihren Schwager Artois begleitet, nach Paris in das Theater fuhr, und erst spät in der Nacht zurückkehrte. So unschuldig diese Abendparthieen auch seyn mochten, so wurden sie von ihren Feinden, vornehmlich von der Dubarry, und dem Herzog von Orleans, doch benutzt, ihre Auführung dem schändlichsten Verdacht preiszugeben. Doch ihre Spielsucht, ihre Anhänglichkeit für Artois, ihre Verschwendung, erregten selbst das Mißfallen ihres Gemahls. Noch stärker aber reizten sie den Unwillen der Pariser, die, seit der langen Regierung ihrer

ihrer beyden letzten Könige, Fehler dieser Art nur an ihren Monarchen zu sehen gewohnt waren, für die Marie Antoinette schon als östreichische Prinzessin ein Gegenstand des Hasses war. Ihren guten Ruf untergrub besonders die Halsbandsgeschichte.

Marie Antoinette reizte durch ihre schöne Bildung die Stuntheit manches Wollüstlings. Solche Wollüstlinge waren ihr Schwager, der Herzog von Orleans, und der Cardinal von Rohan. Orleans, der den Cardinal, mehr als sich, von der liebenswürdigen Königin begünstigt glaubte, sann auf Gelegenheit, seine Nachsucht zu befriedigen. Die Ausführung seines Wunsches theilte der Minister Breteuil. Diesem, Ludwigs XV Cabinetssecretär, war von demselben die Ehre zuerkannt worden, die Marie Antoinette als Braut abzuholen. Doch Ludwig hatte schon dem Prinzen von Soubise versprochen, dem Cardinal von Rohan diesen angenehmen Auftrag zu geben. Der Prinz erinnerte jetzt den König an sein Versprechen, und Breteuil mußte das Creditiv, das ihn zu seiner Gesandtschaft nach Wien berechtigte, wieder
heraus

herausgeben. Rohan holte die Prinzessin ab, und Breteuil ward dagegen Gesandter in London. Breteuil wünschte sich für diese Kränkung zu rächen. An ihn schloß sich Orleans an. Die Zuneigung, die Rohan für die Dauphine bewies, diente ihrer Verleumdung; sucht zum Vorwande, die Prinzessin eines mehr als freundschaftlichen Umganges mit dem Cardinal zu beschuldigen. Aber gerade der Cardinal bewies durch seine Eifersucht die Unrichtigkeit dieser Beschuldigung. Die Dubarry hatte dem König Ludwig XV eine ungunstige Meynung von der Gemahlin seines Sohnes beygebracht. Der König fragte den abwesenden Cardinal um seine Meynung, und dieser, den die Untreue der Marie Antoinette ärgerte, schrieb an denselben: die Dauphine wäre zwar eine lebenswürdige Prinzessin, aber auch eitel und coquet; es wäre daher rathsam, sie etwas schärfer zu beobachten. Dieser Brief gerieth nach Ludwigs XV Tode in Breteuils Hände, und dieser zeigte ihn der jungen Königin. Rohan kam darnüber in Ungnade. Sich die Gunst der Königin wieder zu erwerben, war er ihr zum Besitze eines kostbaren Hals schmuckes von Diamants

manten behülfflich. Marie Antonie stellte sich, um ihrem Gemahle keinen Verdacht zu erregen, als wenn sie ihn aus eignen Mitteln bezahlen wollte. Rohan verpflichtete sich aber bey dem Kaufmanne für die Summe, die dieses für die Königin bestimmte Geschenk kostete. Er konnte jedoch der übernommenen Verpflichtung, an dem bestimmten Tage, nicht Gnüge leisten. Der Kaufmann drohete mit der gerichtlichen Klage. Der Cardinal und die Königin geriethen nun in solche Verlegenheit, daß sie die Diamanten von dem Halsbände abreißen, und durch die Gräfin la Mothe verpfänden ließen. Durch die Unvorsichtigkeit dieses Frauenzimmers wurde aber die Sache ausgeplaudert. Der Cardinal wurde auf Breteuils Anstiften (am 15. Aug. 1785) verhaftet, und, als ein Falsarius, der gerichtlichen Untersuchung unterworfen; doch das Parlament, das das Urtheil sprechen sollte, entschied, von Orleans geleitet, zu Rohans Vortheil. Man wälzte alle Schuld auf die la Mothe, die zum Auspeitschen und Brandmarken verurtheilt wurde. Diese rächte sich dafür (1789) durch eine

eine

eine in vielen tausend Abdrücken verschiedfältigte Schrift, die den Charakter der Königin in ein sehr zweydeutiges Licht versetzen, und die Aufmerksamkeit des Publicums auf ihre Spielsucht und Verschwendung hinziehen sollte. Alle in dieser Schrift vorgebrachten Lügen wurden vom Publicum geglaubt, und bald gewöhnte man sich, die Marie Antonte als die einzige, als die verderblichste Rathgeberin des Königs, zu betrachten. Ludwig XVI, dem diese Schriften und das durch dieselben, so wie durch mancherley Gerüchte, veranlaßte Murren über das Betragen und die Verschwendung seiner Gemahlin nicht unbekannt blieb, empfand darüber einen so lebhaften Aerger, daß er deswegen einen Familienrath versammelte. Der Duc de Penthièvre that den Vorschlag, die Königin nach Val de grace zu schicken, und schon war daselbst ein Zimmer für sie bestimmt. Ludwig XVI überlegte jedoch, daß er sich durch ein solches Verfahren dem Gelächter seiner Nation preisgeben würde, und die Entfernung der Königin unternahm.

Den

Den stärksten Einfluß auf ihr zweydeutliches, oder wenigstens unvorsichtiges Benehmen schrieb man aber den beyden Damen Polignac zu. Aus einem alten, aber nur durch den berühmten Cardinal ihres Namens bekannten Geschlechte, das, nichts weniger, als wohlhabend, tief unter andern Hoffamilien stand, gab Diana, die eine von den beyden Schwestern, die Hofdame der Gräfin Artois ab. Bey dieser sah die Königin ihre Schwester Julie, und sie wurde durch die liebliche Gestalt derselben ganz entzückt. Die Königin fand im Kreise der sie umgebenden Damen niemand, dem sie ihr Vertrauen schenken konnte. Der Umgang mit denselben war ihr vielmehr zu steif. Sie wünschte sich eine Vertraute, die sie als die Schöpferin ihres Glückes betrachten müßte, und sie glaubte diese in der Julie von Polignac gefunden zu haben. Julie wußte die Rolle der unschuldigen, der zärtlichen Freundin, so glücklich zu spielen, daß sie die Königin ganz für sich einnahm. Marie Antonie ließ sich von der Polignac, in deren Umarmungen sich jedes Geschlecht glücklich fühlte, ganz hinreißen, und in den Saumel der Sinnlichkeit hineinziehen.

ziehen. Julte benutzte die Herrschaft über das Herz ihrer Gebietherin, das Glück ihrer zahlreichen Familie immer höher zu treiben. Es hoben sich Ducs, Intendanten, Staatspensionärs aus derselben empor. Indessen wurde das Haus Rohan immer mehr herabgewürdigt, und von der ihm so lange anvertrauten Aufsicht über die Erziehung der königlichen Prinzen entfernt. Den gewöhnlichen Gang des Hofes zu überspringen, half der Familie Polignac Baudreuil, auch einer von den geheimen Vertrauten der Königin. Mit Aemtern, Würden, Gnadenbezeugungen wurde ein ordentlicher Handel getrieben, und während das pariser Publicum auf die Julte schimpfte, bothen die Minister, ihre Günstlinge, alle ihre Kunst auf, ihre Neider, und ihre Feinde, zu unterdrücken. Calonne wußte am besten, wie viel dieses dem Staate kostete. Die Herzogin von Polignac folgte jedoch ganz der Leitung ihrer Schwester, der Gräfin Diana, die, eben so häßlich als ihre Schwester reizend, hervorstechende Eigenschaften des Geistes, mit dem größten Reichthume von Entwürfen und Hülfsmitteln, verband. Sie war die eigentliche Schöpferin des Glückes ihrer

Far

Familie. Die Prinzessin Elisabeth, zu der sie von der Gräfin Artois als Ehrendame übergieng, flüchtete, sich ihrer tyrannischen Behandlung zu entziehen, nach St. Cyr. Ludwig bath sie flehendlich, zurückzukommen, und mit der Diana Gedult zu haben, weil die Königin ihrer Gesellschaft nicht entbehren könne. Dadurch zog sich aber Marie Antoinette den allgemeinen Haß des pariser Publicums zu.

Diesen Haß suchten die Feinde der Pösignac, die ihr hatten weichen müssen, mit der emsigsten Geflossenheit zu vergrößern. Zu diesen gehörten vornehmlich die alten Damen, die, als eine Last für die junge, leidenschaftliche Fürstin, die ihre Wünsche und Einfälle durch sie gehemmt sah, anfangs ihrem spöttischen Witze zum Ziele dienten, und, wenn sie dieß nicht zur freywilligen Entfernung bewog, sich bald verabschiedet sahen. Bald zeigten sich in dem Gefolge der Königin bloß Jugend und Schönheit. Die verstoßenen Damen rächten sich durch Schmähungen, welchen der Leichtsinn der Königin, das Auge des Publicums zu wenig scheuend, Glauben ver-

verschaffte. Die auf die Meynung des Publicums zu wenig achtende Königin fand, als alle Künste des edlern Zeitvertreibes erschöpft waren, ein Vergnügen an dem Umgange mit Leuten, die ihr eine neue, wenn auch geschmacklose, Unterhaltung gewährten. Sie brachte ganze Nachmittage hin, Kartenhäuser (vielleicht für ihre Kinder?) zu bauen. Die Gräfin Diana sagte manchemahl zu ihren Freunden: „ach die Königin langweilt mich zu Tode!“ Die Königin wunderte sich dagegen wie es möglich sey, sich im Umgange mit schönen Geistern zu gefallen.

Zu denen, die ihrem Ruße absichtlich schaden, gehörten die Personen der Familie Rohan, die durch die Halsbands Geschichte so empfindlich gekränkt worden waren, gehörte der Königin Schwager, der Herzog von Orleans. Ludwig Philipp Joseph (geb. 14. April 1747) der Enkel des frommen Herzog Ludwigs von Orleans, und der Sohn einer wegen ihrer Ausschweifungen sehr berühmten Mutter, spielte als Jüngling eine Reihe der schamlosesten Auftritte der sinnlichsten Wollust. Auf Ludwigs XVI Rath beyrathete

rathete er die schöne, wegen ihrer großen Sittlichkeit allgemein beliebte Tochter des Herzogs von Penthièvre. Von diesem erbte er, ohnedieß schon unermesslich reich, alle seine Domänen. Seine Hoffnung, auch dessen Nachfolger als Großadmiral zu werden, wurde aber getäuscht. Orleans hatte in der Schlacht bey Quessant wenig Muth bewiesen: Der Hof verlieh jene Würde dem ältesten Sohne des Grafen von Artois, dem Duc d'Angouleme. Seine älteste Tochter sollte denselben heyrathen. Schon waren alle Anstalten zur Vermählung gemacht; man wünschte dem Herzog von Orleans schon Glück, als die Königin den Fortgang dieser Sache plötzlich hemmte. Sie bath den König, dem Duc d'Angouleme ihre Nichte, die Tochter der Königin von Neapel, zur Gemahlin zu geben. Ludwig XVI nahm sein Wort ungern zurück. Orleans ertrug diese Kränkung mit scheinbarer Gleichgültigkeit; aber die Sehnsucht nach Rache kochte tief in seinem Innern, bis er zur Befriedigung derselben eine günstige Gelegenheit fand. Man giebt jedoch noch eine andre frühere Ursache seiner Erbitterung gegen die Königin an. Er hatte ihr, als sie noch

Daus

Dauphine war, seine Liebe angetragen. Sie gab jedoch ihrem Gemahle davon Nachricht, und dieser machte ihm deswegen die lebhaftesten Vorwürfe. Doch Orleans hatte überhaupt so wenig Gefühl für das eheliche Glück, daß er seine sinnlichen Ausschweifungen, auch während der Verbindung mit der lebenswürdigen Tochter von Penthièvre, immer fortsetzte, und daß er dieselbe zur Trennung ihrer Verbindung nöthigte. Das Palais royal, seine Wohnung, war der Schauplatz der wollüstigsten Feste. Zu St. Cloud ließ er die unzüchtlichsten Schauspiele aufführen. Der durch den übertriebenen Genuß der sinnlichen Freuden ganz erschöpfte Orleans suchte nun seine Langeweile durch die Spielsucht zu tödten. Ein vorzügliches Vergnügen gewährte ihm das Pferderennen, das er in England kennen lernte. Betrügerische Wetten brachten ihm manche schöne Summe ein, aber mancher gerieth auch dadurch in tiefe Schulden. Der König sah sich deswegen bewogen, die Pferderennen zu verbieten. Orleans nahm nun zu den Hazardspielen seine Zuflucht. Der wollüstige, spielsüchtige Orleans trieb sich immer mit ehrsüchtigen, rachgierigen Entwürfen

würfen herum, zu deren Ausführung ihm kein Mittel zu schändlich war; aber in dem Gebrauche desselben bewies er oft sich überelend und zaghaft. Bey der Nation, und zumahl bey den Parisern, war er äußerst verhaßt; bey den Pariserinnen, weil er sie des einträglichen Vergnügens, der Spaziergänge in den Gärten des Palais royal beraubte. So wenig auch Ludwig XVI mit seinem Bruder übereinstimmte, so schützte er ihn doch, auf Neckers Anrath, gegen das Spiel der Hofränke. Wie wenig bewies er sich aber dafür dankbar!

Ludwig XVI hatte, auffer Orleans, noch zwey Brüder, die Grafen von Provence und von Artois. Jener ist 1755, und dieser 1757 geboren. Jeder derselben hat mehrere Kinder, und die Luxusbedürfnisse eines jeden derselben halfen die Schuldenlast vergrößern. Artois scheute sich nicht, selbst zu der Zeit, wo ihm die französischen Hofquellen nicht mehr zu Gebote standen, große Summen zu verstreuen. Jeder von den Brüdern des Königs kostete der Nation wenigstens 400 Millionen Livres. Provence, der

Galletti Weltg. 2or Th. 3 sojer

sogenannte Monsieur, zeigte sich in politischer Hinsicht ganz unbedeutend, entweder aus Mangel an Talenten, oder aus Vorsatz. Artois, schöner und einnehmender, als seine Brüder, war im Charakter und Geschmack der Königin ähnlich. Das Haus, das er sich im Walde von Voulogne gebaut hatte, gab den Sitz der verfeinertsten Wollust und Ueppigkeit ab. Artois übertraf übrigens seine Brüder an Entschlossenheit und Thätigkeit. Unter den übrigen Prinzen vom Hause zeichneten sich der alte Prinz von Conde, Ludwig Joseph (geb. 1736) und sein Sohn, der Duc d'Enghien, Ludwig Heinrich Joseph (geb. 1756), Schwiegersohn des Herzogs von Orleans, rühmlich aus.

An dem Sittenverderbnisse und der Verschwendung des französischen Hofes war hauptsächlich der eben so übermächtige, als übermächtige Adel Ursache. Frankreich stellte eigentlich einen aristokratischen Staat vor, dessen Häupter am Hofe lebten. Kaum der sechzigste Theil aller Bewohner Frankreichs, hielt sich der Adel dennoch ausschließend für die Nation, betrachtete er alle übrigen Staatsbürger,

ger, unter welchen sich doch reiche Manufakturisten, Kaufleute und Gelehrte befanden, als nichts bedeutend. Gleiche Grundsätze hegte der ganze französische Adel, der gleichsam eine unermessliche, durch das ganze Reich verbreitete Familie ausmachte. Der Staat wurde nicht vom Könige, sondern vom Hofe, beherrscht. Am Hofe herrschten aber die Ducs und Pairs, die sich an die Julie von Polignac angeschlossen. Unter diesen befanden sich einige, die sich nicht schämten, der Pollicey ihre Dienste zu widmen, während daß andre, theils für eigene, theils für fremde Rechnung, sich Schurkenstretche erlaubten. Man war selbst am Hofe vor Taschendiebereyen nicht sicher. Prinzen vom Geblüte machten sich allenfalls kein Gewissen daraus, eine kostbare Tabatiere unter thren Händen verschwinden zu lassen. Wer konnte ihnen deswegen Vorwürfe machen, wenn selbst die Bischöfe meistens die einträglichsten Kunden der Opersängerinnen und Tänzerinnen waren, wenn sie sich von der Theilnahme an Hazardspielen und unneratischen Reden nicht zurückhielten.

Um dem Sittenverderbnisse dieses Hofes, und dem für den Staat so schädlichen Einflusse desselben, einen starken Damm entgegen zu setzen, mußte Ludwig XVI mehr kraftvolle Entschlossenheit besitzen, mußte er seine guten Rathgeber nicht dem Spiele der Hofränke preisgeben. Machault, den ihm selbst der sterbende Vater als den besten Verwalter der Staatswirthschaft empfahl, berief er durch ein eigenhändiges Schreiben an seine Seite; aber nur wenige Stunden waren für die Höflinge hinreichend, ihn den unerschütterlich bledern Machault gegen den leichtsinnigen Maurepas vertauschen zu lassen *). Den traurigen Zustand der Finanzen vergessend, ließ sich Ludwig XVI noch zur Theilnahme an dem amerikantischen Freyhheitskriege herabdenken, und durch diesen wurde die Schuldenlast noch um 500 Milltonen vermehrt. Indessen dauerte die Hofverschwendung ununterbrochen fort, blieb der Leichtsinn in der Verwaltung der Staatseinkünfte herrschend. „Ich habe“, sagte der Generalcontroleur der Finanzen, „meinen Secretär; dieser hat gegen hundert Commis; aus den Berichten

ders

*) Theil XVIII, S. 113. fgg.

derselben macht er für mich Auszüge, und dann bin ich mit meiner Arbeit in einer halben Stunde fertig.“ Bey einer so oberflächlichen Untersuchung fiel das Mißverhältniß zwischen der Einnahme und Ausgabe weniger auf. Man half sich einige Zeit durch Anleihen, durch Vorausverpachten. Necker nahm zu dem Credit der Banquiers seine Zuflucht; dieser hörte aber auch mit ihm auf. Das Mißverhältniß wurde immer größer. Schon bey dem Anfange des Jahres 1787 überstieg die Ausgabe die Einnahme jährlich um 115, und bald hernach um 140 Millionen. Die reinen Staatseinkünfte belaufen sich aber nicht höher, als auf 475 Millionen. Doch die Zinsen für 5,220 Millionen Schulden verschlangen schon mehr als die Hälfte dieser Summe, nemlich 270 Millionen. Vergessens bemühet sich Ludwig, den für seinen Hof und seinen Marstall nöthigen Aufwand zu vermindern. Calonne, Neckers Nachfolger (seit 1783) vergrößerte die Schuldenmenge noch durch unnütze Ankäufe, durch neue, zwar nicht unnothwendige, aber zur Unzeit unternommene Anlagen.

Hey

Bey der Noth, in welcher sich die Staats-
 casse befand, schien, wenn man derselben
 nicht außerordentliche, sehr reichliche Zuflüsse
 verschaffte, ein Staatsbankerut unvermeidlich.
 Calonne hatte, um dem Staate jene Zuflüsse
 zu sichern, den sehr natürlichen Einfall, auch
 den Adel und die Geistlichkeit zur Theilnah-
 me an den Abgaben zu ziehen. Sein Vor-
 schlag wurde vom Könige und dem Ministe-
 rium genehmigt. Vor der Ausführung des-
 selben mußte jedoch eine Versammlung der
 Notablen, das heißt, der angesehensten Per-
 sonen geistlichen und weltlichen Standes, vor-
 ausgehen. Schon unter den vorigen Köni-
 gen hatte man solche Versammlungen einem
 feyerlichen Reichstage, durch den sich der Hof
 und die Minister mehr eingeschränkt fühlten,
 vorgezogen. Seit 161 Jahren (seit 1626)
 war aber auch keine Versammlung von No-
 tablen wieder vorgekommen. Jetzt wählte
 man aus zwey Uebeln das kleinste. Man
 tröstete sich dabey mit dem angenehmen Ge-
 danken, daß man dieser Versammlung eine,
 seinen Absichten angemessene Einrichtung ge-
 ben könnte. Der Hof wählte 14 Bischöfe,
 26 Herzoge, ausser diesen noch 8 andre
 Staats-

Staatsräthe, 4 Intendanten der Provinzen, 24 Municipalbeamten, alle Generalprocuratoren und Präsidenten der Parlamente, und endlich einige Abgeordnete aus den Provinzialstädten. Die Zahl derselben belief sich auf 140. Diese theilte man in sieben Bureaux, von welchen jedes eine gemeinschaftliche, oder eine Curtatsstimme hatte. Vier von solchen Stimmen machten also die Mehrheit aus. Dem Bürgerstande waren nur wenige Stimmen zu Theil geworden, und die Vorsteher der Municipalitäten stellten keine eigentlichen Volksrepräsentanten vor.

Diese Versammlung eröffnete ihre Sitzung am 22. Febr. 1787. Der erste Gegenstand, den man ihrer Berathschlagung unterwarf, war die Abschaffung einiger drückenden Abgaben, als der innern Landzölle, der Salzsteuer. Die Summe, die der Staatscasse dafür gewährt werden mußte, sollte unter alle Stände vertheilt werden. Zwey andre Vorschläge betrafen die Abschaffung der Getreidesperre, und der Frohndienste bey den Landstraßen, unter deren Last das Volk gewaltig seufzte. Der König hatte deswegen schon

schon im Jahre 1776 diese Dienste gegen eine Abgabe von allen Ländereybesitzern vertauschen wollen, das pariser Parlament hatte sich aber dieser Anordnung, durch die der Adel und die Geistlichkeit den niedern Volksclassen gleichgestellt werden würde, heftig entgegengesetzt. Jetzt wurde beschlossen, daß die Provincialausschüsse, oder die Landstände der Provinzen, für die Unterhaltung der Landstraßen sorgen sollten.

Die Hauptsache, worauf es jetzt ankam, war jedoch die Herbeyschaffung der Summen, durch die das große Mißverhältniß zwischen der Einnahme und Ausgabe des Staates gehoben werden könnte. Calonne that hier den Vorschlag, die beyden Vingtiemes, die schon eingeführt waren, auf alle, also auch auf die geistlichen und adlichen Grundstücke auszudehnen. Der Ertrag derselben würde dadurch von 54 bis auf 84 Millionen erhöht werden. Durch Ersparungen am Hofe, und in andern Zweigen der Staatswirthschaft, sollten jährlich 40 Millionen gewonnen werden. Die noch fehlenden 70 Millionen wollte man durch neue Anleihen, durch Stempeltaren,
durch

durch Territorialauflagen zu erhalten suchen. Die beyden letztern Mittel waren den privilegirten Ständen gar nicht willkommen. Die Notablen trugen daher darauf an, daß man lieber zu einer Reduction der Staatsschulden, oder zu einem Vergleiche mit den Staatsgläubigern, seine Zuflucht nehmen möchte. So wurden, durch die hartnäckige Weigerung der privilegirten Stände, die Staatsbürden zu theilen, Calonne's gutgemeinte und zweckmäßige Entwürfe, den französischen Staat aus seiner Noth herauszureißen, vereitelt. Calonne war durch seinen Patriotismus so sehr der Gegenstand des Hasses der Vornehmen, der Hölflinge geworden, daß ihm der König (im April 1787) den Abschied geben mußte. Er gieng nach England.

Ludwig XVI bekam jetzt fast lauter neue Minister. An die Stelle des zwey Monate früher (im Febr.) gestorbenen Bergennes, trat Montmorin als Minister der auswärtigen Angelegenheiten; für Miromenil, dessen Verabschiedung Calonne kurz vorher bewirkt hatte, weil er sich zu den Gegnern seines Planes hinziehen ließ, wurde Lamoignon
(Males)

(Malesherbes) *) Großsegelbewahrer; Caslonne selbst bekam den Erzbischof von Toulouse, Grafen von Brienne, zum Nachfolger. Die neuen Minister standen den vorken theils an Talenten, theils an Redlichkeit, nach. Montmorin besaß weniger Ministerkraft, als Vergennes; Brienne handelte zu despotisch, zu unüberlegt. Seine Ministerfehler halfen den Untergang des französischen Königthums beschleunigen. Des großen Ruhmes seiner Fähigkeiten und Kenntnisse ungeachtet, wollte es ihm lange nicht gelingen, die von ihm so sehnlich gewünschte Ministerstelle zu erlangen. Der König hatte von seiner Moralität, und von seinen Grundsätzen eine sehr ungünstige Meynung. Um diese Meynung zu bestiegen, zeigte sich nur der Erzbischof von Toulouse sehr eifrig in der Erfüllung seiner geistlichen Amtspflichten, in der Aufsicht über seinen Sprengel, ließ er von Zeit zu Zeit einige seiner frommen Handlungen in den Zeitungen ausposaunen. Die Versammlung der Notablen verschaffte ihm eine vorzüglich gute Gelegenheit, das Ziel seiner Wünsche zu erreichen. Die über

Cas

*) Theil XVIII, S. 107. 113.

Calonne's Plane unzufriedenen Mitglieder derselben bildeten eine Parthey, die, in Verbindung mit dem Hofe, die Entfernung der vornehmsten und am meisten geachteten Ministers bewirkte. Sein Nachfolger, Fourqueux, bekleidete, seiner Kränklichkeit wegen, diese Stelle nicht länger, als drey Wochen, und dem Könige, der sich nun einen neuen geheimen Rath bilden mußte, wurde Brienne, als derjenige, empfohlen, der das Ruder der Regierung mit dem glücklichsten Erfolge führen würde. Den meisten Antheil an seiner Erhebung hatte die Königin, die die sich von dem ehrgeizigen Brienne, und dem gegen Calonne erbitterten Breteuil, zu mächtig lenken ließ. Calonne hatte sich nichts, was den Haß und die Nachsicht, womit man ihn verfolgte, rechtfertigen konnte, zu Schulden kommen lassen. Wenigstens wurden Brienne's und Neckers Bemühungen, die Beweise in seinen Papieren zu finden, ganz vereitelt.

Brienne sah um sich lauter Minister vereinigt, die theils aus Furchtsamkeit, theils aus Unfähigkeit, keinen Widerspruch wagten.

Die

Die Nation versprach sich sehr viel von seiner Staatsverwaltung, weil er sonst, wie man glaubte, die Ministerstelle nicht würde angenommen haben. Aber Brienne zeigte sich weder in seinen Plänen, noch in seinen Grundsätzen, fest. Er empfahl als Minister die Territorialaufgabe, und die Stempelacte, der er sich vorher lebhaft entgegen gesetzt hatte. Die Versammlung der Notablen, die ohne Nutzen, einen großen Aufwand verursacht hatte, war (24. May) aufgelöst worden. Das pariser Parlament repräsentirte also wieder wenigstens einen Theil der Nation. Dieses wollte sich durchaus nicht zur Einregistrierung der königlichen Edicte, die jene Abgaben betrafen, verstehen. Bergezens machte Ludwig XVI (am 6. Aug.) einen Versuch, durch ein Lit de justice sein Ansehen zu behaupten. Das Parlament blieb standhaft bey der Meynung, daß dergleichen Auflagen nur von einer Reichsversammlung bewilligt werden könnten. Dieß war auch die Stimme der ganzen Nation.

Brienne fühlte sich in Verlegenheit, fühlte sein Ansehen gekränkt. Das Parlament wur-

de

de aufgehoben, und die Mitglieder bekamen (14. Aug.) den Befehl, sich nach Troyes zu begeben. Das Volk, vornehmlich das Volk der Hauptstadt, äusserte seine Unzufriedenheit darüber ganz laut. Der Graf von Provence, Calonne's Freund, empfing Beweise des Beyfalls, während daß Artois, der Anhänger der Königin, ausgepiffen, und nur durch Soldaten gegen Mißhandlungen geschützt wurde. Um sich eine noch größere Würde zu geben, ließ sich Brienne zum Principalminister, zum Erzbischofe von Sens, ernennen. Schlau unterhandelte er nun mit den verbannten Parlamentsgliedern. Er gab ihnen die Nothwendigkeit der reichsständischen Einwilligung zu. Die Zusammenberufung der Reichsstände erfordre, wie er sagte, allerley Vorbereitungen; die Noth der Staatscasse wäre jedoch so dringend, daß man ihm eine Anleihe erlauben möchte. Das Parlament wollte diese zugeben, und es ward daher (20. Sept.) wieder hergestellt. Doch Brienne's unvorsichtige Reden verriethen demselben die Täuschung, die er ihm zgedacht hatte. Die meisten Mitglieder stimmten daher, als er (19. Nov.) im Parlamente erschienen,

schten, um die Anleihe durchzusetzen, gegen die Registrirung derselben. Als nur der Kanzler Malesherbes den Befehl gab, das Anlehn, ohne die Zahlung der Stimmen, zu registriren, widersprach ihm Orleans im Namen aller Pairs des Reichs. Dieß zog ihm das Schicksal zu, in eine entlegene Provinz verwiesen zu werden. Zwey Glieder des Parlaments wurden verhaftet. Dennoch hatte die Anleihe keinen Fortgang, weil sich niemand auf dieselbe einzulassen wollte.

Nachdem nun Britenne den königlichen Schatz vollends erschöpft, nachdem er den öffentlichen Credit vernichtet, nachdem er jede Quelle von Geldhülfe verstopft, nachdem er die Zwangsmittel der königlichen Macht bey unerheblichen und unbedeutenden Vorfällen gemißbraucht hatte, machte er endlich den eben so unbesonnenen, als dreisten Versuch, die Regierung von dem Zwange, neue Gesetze der Einregistrirung der Parlamente zu unterwerfen, zu befreyen. Er hoffte unter der Hülle des Geheimnisses seine Anordnung glücklich durchzusetzen. Alle Officiere bekamen den Befehl, sich zu ihren Regimentern

zu begeben. Die Intendanten der Provinzen erhielten versiegelte Verordnungen, die sie alle an Einem Tage erbrechen sollten. Eine neue zu Versailles angelegte Druckerey arbeitete Tag und Nacht. Alle Gemeinschaft zwischen den Druckern und dem Publicum war gesperrt. Doch Dusprementil, eins von den Mitgliedern des Parlaments, verschaffte sich einen Correcturbogen des neuen Edicts in einer zum Fenster herausgeschossenen Thonkugel. Alle Glieder schworen nun, kein solches Edict anzunehmen. Dusprementil und sein Colleague sollten deswegen verhaftet werden. Sie flüchteten in den Parlamentsaal. Das Parlament schickte hierauf Abgeordnete an den König, die ihm im Nahmen desselben das Verlangen vortrugen, bessere Rathgeber zu wählen. Aber gegen Mitternacht rückten einige Bataillone an, um den königlichen Befehl mit Gewalt zur Vollziehung zu bringen. Dusprementil und sein Colleague lieferten sich hierauf selbst aus. Wenig Tage hernach (8. May 1788) erschien das Edict. Vermöge desselben wurden alle Parlamente aufgehoben. An die Stelle des pariser trat eine sogenannte cour plénière (d. i. vollständiger

diger Gerichtshof) der, aus Prinzen, Patrs, Magistrats, und Militärpersonen zusammengesetzt, in Zukunft alle königlichen Edicte und Anleihen registriren sollte. Für die übrigen Parlamente des Reichs wurden neue Gerichtshöfe angeordnet. Die Cour plénière war nicht, wie Brienne behauptete, eine schon ehemals vorgekommene Einrichtung, und wenn gleich ihre Verfassung manche, für die Rechtsverwaltung heilsame Anordnung enthielt, so blieb sie doch immer das wirksamste Mittel, dem System einer despotischen Regierung die höchste Vollendung zu geben.

Den größten, vielleicht aller folgenreichsten Fehler begieng Brienne, als er alle Truppen in Bewegung setzte, um dem Volke, durch den Anblick einer so ansehnlichen Macht, Furcht und Schrecken einzusflößen, um in den Städten, in welchen seine Anordnung zur Vollziehung gebracht werden sollte, einen Aufstand zu verhüten. Durch solche Anstalten wurde das Volk aber gerade zur Aufmerksamkeit gereizt, wurde ihm die auf den Ueberrest seiner Freyheit eindringende Gefahr recht fürchterlich dargestellt.

Dies

Dies war unter andern zu Rennes, in Bretagne, der Fall. Das Parlament versammelt sich (10. May). Die Straßen waren von Truppenreihen besetzt. Aber die königlichen Commissarien, die das Parlament auflösen sollten, hörten sich aus den Fenstern ausgezischt und ausgepöflet, und nur mit vieler Mühe brachten sie es dahin, in den Versammlungsaal des Parlaments eingelassen zu werden. Das Volk zu Rennes lermte so gewaltig, daß nur der aus Elsaß herbeieilende General Statnville die Ruhe wieder herzustellen vermochte. Indessen waren die Parlamentsglieder verwundet, und zwölf Abliche verhaftet worden.

Die strengen Maßregeln, die sich Brtanne zur Behauptung seiner Conspiration erlaubte, waren so wenig vermögend, die Unzufriedenheit der Nation zu besiegen, daß vielmehr alle Stände, alle Classen den Wunsch, die Reichskände versammelt zu sehen, ganz laut äusserten. Diese lauten und entschlossenen Aeusserungen waren eine Wirkung des in der Denkart des gebildeten Theils des französischen Volkes vorgefallenen

Galletti Wiltg. 207 Th. E Veri

Veränderung. Die Schriften von Rousseau, Voltaire und den französischen Encyclopädisten, hatten die Franzosen mit den richtigen Begriffen von den Menschenrechten so bekannt gemacht, daß manche aus den vorigen Zeiten herrührende Einschränkung derselben ihnen unerträglich schien. Vornehmlich aber fühlte sich der Bürgerstand durch die ausschließlichen Privilegien des Adels sehr gekränkt. Der bürgerliche Krieger fand es äusserst hart, durch eine neuere Verordnung, sich von den Officiersstellen ausgeschlossen zu sehen. Bürger und Bauern fühlten die Last der Abgaben, die der Adel und die Geistlichkeit nicht mit ihnen theilen wollten, um so drückender. Daher war der Wunsch nach einer Reichsversammlung, von welcher man eine Abänderung der Verfassung erwartete, so laut, so dringend.

Aber gerade war es Brtenne, der, von der Unmöglichkeit, eine Nation, wie die damalige französische, in ein despotisches Joch zu zwingen, immer mehr überzeugt, zu der Idee einer neuen Staatsverfassung am meisten hinkleitete. Er bestimmte nicht nur den König,

König, sich mit aller Feyerlichkeit zur Zusammenberufung der Stände verbindlich zu machen, sondern er erließ auch aus dem Staatsrathe ein Decret, durch welches er allen und jeden, die sich dazu fähig hielten, die Befugniß ertheilte, und sie aufforderte, zur Belehrung der Regierung, derselben ihre Gedanken über die zweckmäßige Einrichtung der Reichsversammlung, und über die Gegenstände ihrer Verathschlagung, mitzutheilen. Er schien also selbst eine Abänderung der Staatsverfassung für nöthig zu halten. Dieß war auch der Zweck der meisten durch Brienne's Aufforderung veranlaßten Flugschriften. So human seine Denkart in diesem Augenblicke erschien, so bewog er doch 8 Tage hernach (8. Aug.) den König zu einem Edicte, nach welchem auffer dem Militär, alle übrigen Staatsdiener nur zu 3 Fünftel in Gelde bezahlt werden sollten. Dadurch stieg die Unzufriedenheit des pariser Volkes so hoch, daß Brienne es (am 25. Aug.) rathsam fand, um seine Entlassung nachzusuchen. Auch Malesherbes wurde verabschiedet. Beyde wurden vom Pöbel im Wille verbrennt.

An eben dem Tage wurde, vornehmlich auf den Rath der Königin, Necker wieder in das Ministerium berufen. Der König erneunte ihn zum Generaldirector der Finanzen, mit Sitz und Stimme im Staatsrath. Necker bewirkte durch einen Beschluß desselben sogleich den Widerruf des Edicts vom 16ten August. Alles sollte baar bezahlt werden. Die nicht dringenden Zahlungen wollte man bis zu der Reichsversammlung versparen. Um die leere Staatscasse wieder etwas zu füllen, borgte Necker von den Banquiers zu Paris wieder 30 Millionen; eine eben so große Summe entlehnte er im Auslande; sodenn ließ er sich von den Staatseinkünften einen beträchtlichen Theil vorausbezahlen. Durch solche Mittel setzte er sich in den Stand, sein Versprechen zu halten. Um der Nation zu schmeicheln, hob er (23. Sept.) die Cour pleniére auf, stellte er die Parlements wieder her, betraf er, vermöge eines Schlusses des Staatsrathes, die Reichskstände auf den ersten May des folgenden Jahres (1789) zusammen.

Zur

Zur Berathschlagung über die Einrichtung der Reichsversammlung wurden (am 6. Nov. 1788) die Notablen zum zweyten Mal zu Versailles versammelt. Man schritt zuerst zur Entscheidung der Frage: ob in der Reichsversammlung nach Ständen oder nach Köpfen gestimmt werden sollte? Der Bürgerstand verlangte, als für die Stimmung nach den Köpfen entschieden worden war, eben so viele Abgeordnete, als die Geistlichen und Adlichen. Darüber entstanden, nicht nur in der Versammlung der Notablen, sondern auch in den Provinzialversammlungen, heftige Streitigkeiten. Die Stadt Paris erklärte sich für den Bürgerstand. Das Parlament überließ die Entscheidung dem Könige. Necker bestimmte ihn, den Wünschen des Bürgerstandes nachzugeben. Er berief sich auf die Erfahrung der vorigen Zeiten, wo es dem Hofe nicht an Mitteln gefehlt hatte, die Mitglieder für seine Absichten zu gewinnen. Sie sollten eine, dem Mißverhältnisse der Einnahme und Ausgabe angemessene, Vermehrung der Auflagen bewilligen. An diesen sollten aber auch die Geistlichen, und die Adlichen, Theil nehmen.

men. Daher war es nothwendig, daß der Bürgerstand die Hälfte der Stimmen bekam. Es durften sich alsdenn nur einige Gelftliche und Adeltiche an ihn anschließen, um etnen, Neckers Plane angemessenen, Beschluß zu bewirken. Necker hoffte, wie Moleville, einer von den nachwahligen Ministern behauptet, die dadurch unter den Ständen unvermeidliche Uneinigkeit zu benutzen, ihr Ansehn zu vermindern, und dagegen die Macht des Königs zu erhöhen. Die Uneinigkeit der Stände sollte den Vorwand zur Auflösung ihrer Versammlung geben, sollte ihre Zwecklosigkeit beweisen. Doch so schlaun möchte Neckers Plan wohl kaum gewesen seyn!

Die zweyte Versammlung der Notablen gleng indessen auch auseinander, ohne über die Art, wie man in der Reichsversammlung stimmen sollte, entschieden zu haben. Sie überließ vielmehr diese Entscheidung der Versammlung selbst. Der Staatsrath bestimnte hierauf (am 12. Dec.) die Zahl der Deputirten auf 1204. Davon sollten die Adeltichen und Gelftlichen zu gleichen Theilen, die eine Hälfte, und die Abgeordneten des

Bürz

Bürgerstandes die andre Hälfte, ausmachen. Zur Eröffnung der Versammlung wurde der 27te April 1789 angesetzt. Zum Orte derselben schlug man dem Könige die Städte Blois, Orleans, Tours u. a. m. vor. Die Königin wollte sich aber nicht von Ertanon, und Artois nicht von Bagatelle entfernen. Die Reichsversammlung mußte sich daher nach Versailles begeben.

Die Wahl der Mitglieder der Reichsversammlung wußte Necker ganz nach seinen Absichten einzurichten. Die Abgeordneten der Geistlichkeit wurden nicht ausschließlich unter den Prälaten, sondern nach den Oberämtern, ausgesucht. Daher befanden sich unter denselben viele Landgeistliche. Auf eben diese Art wurden den Abgeordneten des Adels viele Landbesitzer zugesellt. So kamen sowohl unter die geistlichen, als unter die adelichen Deputirten, manche, die theils aus Neigung, theils wegen Familienverhältnissen, sich an den Bürgerstand angeschlossen. Unter diesem befanden sich aber viele geist- und kenntnißvolle Gelehrte, Kaufleute und andre talentvolle Männer, die sich bald durch ihre

Ges

Gewandtheit, und durch ihren Scharfsinn in den Geschäften, auszeichneten.

Während Mecker seine ganze Hoffnung auf den Bürgerstand setzte, schien er aber der Eitelkeit des Adels und der Geistlichkeit noch vorzüglich schmeicheln zu wollen, oder er hielt es vielmehr nicht für rathsam, die ehemahlige Eitkette gegen eine neuere zu vertauschen. Daher empfing der König die Deputirten des Adels und der Geistlichkeit in seinem Cabinette, wo ihnen beyde Flügelthüren geöffnet wurden. Bey den Abgeordneten des Bürgerstandes befand sich hingegen der König, als sie vor ihn gelassen wurden, in seinem gewöhnlichen Zimmer, und sie wurden, nachdem man sie in einem Saale, ziemlich lange hatte warten lassen, schnell durchgeführt. Die Deputirten des Adels zierte ein schwarzsammetner mit Goldstoff gefütterter Mantel, nebst einem Federhute. Die bürgerlichen Abgeordneten erschienen in ihrem schwarzen Mantel und mit ihrem Hute ohne Knopf, gleichsam in Trauer gehüllt.

Aber

Aber eben diese so unansehnlich gekleideten Männer waren es, welche bald den wichtigsten Theil der Reichsversammlung vorstellten. Schon in den Provincialversammlungen war, wegen der größern Wichtigkeit, die sich der Bürgerstand anmaaste, Uneinigkeit entstanden. Er glaubte mit der Hälfte der Stimmen sich noch nicht begnügen zu dürfen, weil er eigentlich neunzehn Zwanzigtheile der ganzen Nation ausmachte. Soweit waren also die Begriffe von der Gleichheit der Staatsbürger schon entwickelt! Aber auch in Ansehung der Grundsätze, die bey den Verathschlagungen herrschen sollten, dachten die bürgerlichen Abgeordneten von den Deputirten der privilegiirten Stände sehr verschieden. Jene hatten eine freye Verfassung, hatten die Wiederherstellung der Nation in ihre alten Rechte, hatten die Sicherung des Staatsschatzes gegen die Räubereyen der Höflinge, zum Zwecke. Aufferdem wollte aber jedes Corps, jede Provinz, noch ein besondres Interesse befördert, noch besondre Beschwerden abgestellt sehen, und die gleichsam in eine neue Welt versetzte, aber ihr Gewicht um so stärker fühlende Repräsen-

sentanten des Bürgerstandes stellten sich durch die ehrenvolle Auszeichnung der Adlichen und Geistlichen, und das spöttische Benehmen der Hofleute, bis zur Erbitterung gekränkt. Sie errichteten, um vereinigt desto kraftvoller wirken zu können, sogenannte Clubs, die zuletzt von dem britischen, dem Vorgänger des Jacobinerclubs, verschlungen wurden. An die Mitglieder desselben reihten sich auch manche Pfarrer und Landbediente an.

Die Seele dieses so stark sich fühlenden Bürgerstandes war ein ehemaliger Edelmann, aus der Provence, Gabriel Honorius Riquetti Mirabeau (geb. 1749). Sein feuriger Geist riß ihn in seiner Jugend zu manchen wilden und ausschweifenden Handlungen hin, und ließ ihn eine Reihe von Verbrechen ungeschert und öffentlich verüben. Als Officier unter der Truppenabtheilung, die Corsica unterjochte, zeigte er eben so wenig Tapferkeit, als seine Lebensart; auch kehrte er, des Militärzwanges überdrüssig, bald nach der Provence zurück. Eine Heyrath verschaffte ihm den Besitz von einer Million Livres; seine Verschwendung gieng aber

aber so weit, daß er bald 200,000 schuldig war. Nun mißhandelte er auch noch das Weib, das ihm zum Wohlstande verholfen hatte. Der über den Sohn mit Recht aufgebrauchte Vater erklärte ihn für einen Verschwender, und wirkte seine Verhaftung aus. Als diese weniger eingeschränkt wurde, entführte er einem Manne seine schöne Gattin, und stahl ihm zugleich seine Chastouille. Er gieng nun nach der Schweiz, nach Holland. Geschwinde war auch das geraubte Geld verthan. Indessen hatten ihn die Gerichte erst zum Tode, und hernach zur ewigen Gefangenschaft, verurtheilt. Mirabeau, und die von ihm entführte Frau, wurden in Holland (1777 May) verhaftet, und nach dem Schlosse zu Vincennes bey Paris gebracht, wo sie über viertelhalb Jahre verhaftet blieben. Nachdem Mirabeau hierauf noch manchen andern Liebeshandel bestanden hatte, hielten ihn die Minister für geschickt, am preussischen Hofe eine Geldanleihe zu unterhandeln. Friedrich Wilhelm II wollte sich aber nicht mit ihm einlassen. Indessen sammelte Mirabeau damahls die Materialien zur Darstellung der preussischen Monarchie

unter

unter Friedrich II, bey welcher Arbeit ihn der Deutsche, Mauvillon, unterstützte. Er wurde jetzt, als ein warmer Vertheidiger der Menschheit und ihrer Rechte, immer bekannter. Seine Landsleute, die Provençalen, hielten ihn schon für den Retter der Nationalfreyheit. Wegen seiner unmoralischen Gesinnungen, und seiner dürftigen Umstände, hielt ihn der Adel der Ehre, einen Repräsentanten desselben vorzustellen, für unwürdig. Aus Rachsucht schloß er sich jetzt, als der Mann einer Tuchhändlerstochter zu Marseille, an den Bürgerstand an, brauchte er, als Deputirter desselben, allen seinen Scharfsinn, alle seine Entschlossenheit, alle seine Beredsamkeit, um dem Adel seine Vorrechte zu entziehen. Bald sahen Orleans und seine Freunde in ihm den Mann, den sie an die Spitze ihrer Parthey stellen könnten. Orleans half ihm mit Wagen, Pferden, Geldsummen aus. Das Palais royal wurde jetzt der Ort, wo man die Plane gegen den Hof entwarf, wo man den Verhandlungen der Reichsversammlung die den Absichten des Herzogs von Orleans angemessene Richtung zu geben suchte.

Auf

Auf die Verhandlungen der Reichsversammlung hatte ein Mann, der seine Rolle von Wichtigkeit ohne äussern Glanz spielte, den stärksten Einfluß. Dieser Mann war Emanuel Joseph Sieyès (am 3. May 1745 zu Frejus im Wardepartement geboren). In seiner Jugend von Jesuiten unterrichtet, mußte er sich, dem Willen seines Vaters gemäß, der Theologie widmen. Die zehn Jahre, die er in dieser Absicht in dem Seminarium zu St. Sulpice und der Sorbonne zu Paris verlebte, benutzte er, die höchste Gleichgültigkeit für seine Person annehmend, die Beschäftigung mit den Wissenschaften, vornehmlich mit der Mathematik, der Physik, der Metaphysik, der Moral, recht eifrig zu treiben. Vorzüglich studirte er die Werke von Locke, Condillac und Bonnet. Nachdem er (1772) seine Laufbahn in der pariser Sorbonne zurückgelegt hatte, brachte er es als Canonicus bis zum Kanzler der bischöflichen Kirche von Chartres, der ihre Angelegenheiten in Paris besorgte. Sorgfältig vermied er jedes Geschäft, das ihm ein geistliches Ansehn geben konnte, Um so theilnehmender zeigte er sich für politische

litische Händel. Als Mitglied der Provincialversammlung von Orleans gab er, als Ludwig XV das Parlament nach Troyes verbannte, schon einen sehr in die Augen fallenden Beweis von der Art, wie er über die Rechte der Nation dachte. Man müsse, meinte er, sich der Minister, die den König zu diesem Gewaltstreiche verlettet hätten, bemächtigen, um sie aufhängen zu lassen. Noch deutlicher aber sprach sich diese Denkart in den Schriften aus, die er zur Zeit der zweyten Notablenversammlung und vor der Zusammenkunft der Generalstände, herausgab. Die erste handelte über die Privilegien, die er für nachtheilig erklärte; in der zweyten, über den dritten Stand, behauptete er, daß derselbe mit der Nation einerley sey. Durch diese Schriften lernte der Bürgerstand seine Stärke und seine Rechte in ihrem völligen Umfange kennen, und sie stellten auf gewisse Art das politische Evangelium der französischen Bürger vor. Sie wirkten, von Sieyès als Mitglied der Generalstände gehoben, auf eine unwiderstehliche Art auf die Versammlung derselben, deren Eröffnung sich jetzt (5. May) näherte.

Der

Der König feyerte sie mit einer Rede, die seine aufrichtige Liebe zur Nation, und seine Bereitwilligkeit, dem Staate zu helfen, lebhaft ausdrückte. Mit weniger Beyfall sprachen hierauf der Großstegelsbewahrer Vasrentin und Necker. Als man zu den Berathschlagungen schreiten wollte, äusserte sich die Uneintigkeit zwischen den Ständen sehr laut. Diese waren auch schon einige Wochen versammelt, als ihre Zänkereyen über die Unterfuchung der Vollmachten noch immer fortdauerten. Jetzt (am 10. Jun.) vermöchte jedoch Sieyes den dritten Stand, ohne weitere Umstände zur Untersuchung seiner Vollmachten zu schreiten.

Aber Sieyes bewies sich bald noch thätiger. Er bestimmte fünf Tage hernach (am 15. Jun.) durch eine die eindringendste Ueberzeugung hervordringende Rede, daß sich der dritte Stand für eine active Versammlung erklärte; er war der Urheber des Gedankens, die Generalstände in eine Nationalversammlung zu verwandeln. Der dritte Stand gab nun gleich einen Beweis, daß er sich für den vornehmsten Theil der Versammlung

sammlung

sammlung hielt. Er wollte in dem Versammlungssaale die Ankunft der adlichen und der geistlichen Abgeordneten erwarten. Diese fanden die Forderung des Bürgerstandes sehr anmaßlich; die bürgerlichen Deputirten blieben jedoch standhaft. Die geistlichen Abgeordneten schlossen sich, nach dem Verhältnisse ihres Standes, bald an den Adel, bald an die Bürgerlichen, an. Zu den letztern neigten sich besonders die Pfarrer hin, und bald hatten sich die meisten derselben mit den Bürgerlichen vereinigt. Die Bürgerlichen, die heimlich schon auf den Uebergang verschiedener Edelleute rechneten, erklärten mit aller Entschlossenheit, daß künftig kein Unterschied der Stände mehr stattfinden könnte, und daß sie, die bürgerlichen Abgeordneten, allein die Nation vorstellten. Der Adel sollte, an die Geistlichkeit sich anschließend, das Oberhaus ausmachen, ein Theil des Adels, und die niedere Geistlichkeit, sich aber mit dem Bürgerstande vereinigen. Dieser enthielt jetzt die Mitglieder von allen drey Ständen, und nun säumte man nicht länger, zu den Berathschlagungen selbst überzugehen.

Vorher

Vorher schworen die Mitglieder einander den Eid der treuen Anhänglichkeit, sodenn schritten sie zur Wahl eines Präsidenten ihrer Versammlung. Diese fiel auf einen Mann, der die Menschen eigentlich nur aus der Studierstube kannte. Johann Sylvan Bailly, der Sohn eines Weinhändlers zu Paris (geb. 1736) und durch den berühmten la Caille für das Studium der Sternkunde gewonnen, hatte sich in seinem 27sten Jahre (1763) schon so ausgezeichnet, daß ihn die französische Akademie der Ehre ihrer Mitgliedschaft würdigte. Er rechtfertigte ihr Urtheil durch seine Geschichte der Sternkunde, und durch andre Werke. Auch die Gesellschaft der Inschriften, und der Mahler, nahm ihn unter ihre Mitglieder auf, und der König trug ihm (1786) die Untersuchung der Hospitäler, und die zur Verbesserung derselben dienlichen Anordnungen auf.

Unter Bailly's Vorsitze faßte nun die Nationalversammlung den Schluß, daß einstweilen die bisherigen Auflagen fortdauern, künftig aber nur solche, welche die Nationalversammlung bewilligen würde, stattfinden

Galletti Weltg. 2or Th. D solls

solten. Die Nation machte sich zugleich für die Bezahlung aller Schulden verbindlich. Sie gewann dadurch den größten und geldsmächtigsten Theil des Volkes (die bürgerlichen Staatsgläubiger) gegen die alle adlichen Gutsbesitzer, und selbst die königliche Parthey, nichts vermochten.

Schon über das Wort: Nationalversammlung, ergriff die Höflinge eine schreckenvolle Besorgniß. Sie ahneten ganz richtig, daß die Nationalversammlung zu Dingen übergehen könne, welche ganz über den Ideenskreis einer Reichsversammlung hinaus giengen. Der Erzbischof von Paris bath, wie man erzählt, den König fußfällig, die Abgeordneten der Gemeinden zur Beobachtung der herkömmlichen Ordnung anzuhalten. Herzolde machten hierauf (20. Jun.) an allen Straßenecken von Paris und Versailles eine königliche Proclamation bekannt, daß die Versammlung ihre Sitzung nicht mehr fortsetzen sollte, und daß der König zwey Tage hernach (am 22.) ein Lit de Justice halten würde.

Um

Um die Vereinigung der geistlichen mit den bürgerlichen Deputirten zu verhindern, wurden (am 20. Jun.) die Thüren des Versammlungssaales verschlossen und mit Waschen besetzt. Zum Vorwande diente die Ausschmückung des königlichen Thrones. Bailly, der allein in den Saal gieng, um einige Papiere zu holen, begab sich, einen feyerlichen Widerspruch gegen die Verschließung des Saales wagend, an der Spitze seines Collegen, nach dem Ballhause zu Versailles. Muth und Begeisterung der Mitglieder wechselten. Sie schworen, auf den Vorschlag ihres Präsidenten, einen feyerlichen Eid, sich vor der Vollendung der neuen Constitution nicht zu trennen. Von jetzt an war die Nationalversammlung eine constituirende. Um Zeit zu gewinnen, verlegten die Minister die königliche Sitzung auf den 23ten. In dessen giengen am folgenden Tage (am 21.) schon die meisten Geistlichen, 149, zu den Bürgerlichen über. Selbst mehrere Bischöfe befanden sich unter ihnen. Die Vereinigung erfolgte in der Kirche des heil. Ludwigs. Auch zwey Abliche aus der Provence schlossen sich an.

Diesen dem Hof so gefährlichen Gang der Nationalversammlung sollte nun (am 23. Jun.) der Ehrfurcht gebietende Glanz des königlichen Ansehns hemmen. Ludwig erschien in dem prachtvollsten Aufzuge. Den Saal umringten zahlreiche Wachen. Dennoch fehlte der Erscheinung des Königs die erhabene Feyerlichkeit, die seine Eröffnung dieser Versammlung haben konnte. Er selbst sprach wenig Worte; das übrige ließ er den Kanzler ablesen. Es waren abgebrochne, in keinem rechten Zusammenhange stehende Sätze; es waren zum Theil Versicherungen von Wohlwollen gegen die Nation, und Befehle an die Versammlung zur Veybehaltung des Unterschiedes der drey Stände, und zur Aufhebung des Beschlusses, durch welche sich der Bürgerstand für die Nationalversammlung erklärt hatte. „Ich gebiethe ihnen,“ so endigte Ludwig seine Rede, worinn er den Ständen ihre Uneinigkeit sehr ernstlich verwiesen hatte, „ich gebiethe ihnen, sich so gleich zu trennen, und Morgen, jeder Stand von dem andern abgesondert, in einem eignen Saale zu erscheinen, um seine Sitzung zu halten.“ „Er würde,“ setzte er hinzu, „wenn

„wenn die Gemeinden sich nicht in seinen Willen fügen wollten, auch ohne sie, das Glück seines Volkes zu befördern wissen.“ Als der König den Saal verließ, begleitete ihn nur der Adel, und ein Theil der geistlichen Abgeordneten; die übrigen blieben auf ihren Sitzen unbeweglich. Die Versammlung schien unentschlossen, und es erfolgte eine ziemlich lange Stille. Es marschirten Abtheilungen von der Garde mit großem Getöse durch den Saal, und die Handwerker machten schon den Anfang, den Thron und die Bänke wegzuräumen, als ihnen der Präsident die fernere Störung der Versammlung untersagte.

Der König war kaum in das Schloß zurück, so wurde ihm gemeldet, daß die Repräsentanten der Gemeinden noch immer versammelt wären. Sogleich schickte er den Oberceremonienmeister mit dem Befehle hin, ohne Verzug aus einander zu gehen. „Was wird uns“ sagte Mirabeau zu dem Hofslinge, „blos durch die Gewalt der Bajonnette von hier wegbringen.“ „Wissen sie, mein Herr“ fuhr der Präsident fort, „daß die Bevollmächtigt

mächtigten der Nation von niemand Befehle annehmen; ich will übrigens den Willen der Versammlung, deren Vorsteher ich zu seyn die Ehre habe, sogleich einholen.“ Diese erklärte hierauf, „daß sie fest entschlossen wäre, bey ihren gefaßten Beschlüssen zu beharren;“ auch erklärte sie, auf Mirabeaus Vorschlag, daß ihre Mitglieder das Vorrecht der Unverletzlichkeit besäßen, und daß jeder, der es wagen würde, sich an ihnen zu vergreifen, als ein Verräther des Vaterlandes, des Todes schuldig seyn sollte.

Diese Entschlossenheit der Versammlung, auf die Mirabeaus hinreißende Beredtsamkeit so mächtig gewirkt hatte, gewann ihr das Zutrauen des Publicums, und war Ursache, daß nicht nur ein großer Theil der übrigen Geistlichen, sondern daß auch 47 Mitglieder vom Adel zu der Nationalversammlung übergiengen. An ihrer Spitze befand sich (25. Jun.) Orleans, dem diese Gelegenheit, an dem Könige und der Königin seine Nachsicht auszuüben, sehr erwünscht schien. Er hoffte, zum Generalkathalter des Reichs ernannt zu werden. Diesen Plan wollte

wollte man durch gedungene Meuchelmörder, und durch einen Aufstand des Volkes zur Ausführung bringen. Aber Orleans, dessen Nerven schon zu sehr abgespannt waren, sank, als er einen auf seinen Plan sich beziehenden Aufsatz ablesen wollte, in Ohnmacht, und die Hofparthey bekam dadurch Zeit, der bevorstehenden Gefahr kraftvolle Maßregeln entgegen zu setzen. Der König gerieth indessen in eine so lebhafte Besorgniß, daß er jetzt die adlichen und die geistlichen Deputirten, die ihre besondern Sitzungen noch fortsetzten, recht dringend zur Vereinigung mit der Nationalversammlung aufforderte. Auch Artois bath sie darum. Sie fügten sich auch endlich (27. Jun.) in den Willen des Königs. Paris und Versailles gertethen darüber in das freudenvollste Entzücken. Der gutmüthige Ludwig glaubte, während er alle Gewalt und alles Ansehen verlor, alle Zwietracht gehoben zu haben. So wenig vermochten seine schwachen oder unredlichen Minister ihn auf die ihm drohende Gefahr aufmerksam zu machen; so wenig vermochten sie die zur Abwendung derselben nöthigen Maßregeln zu ergreifen!

Es

Es war jetzt der Kampf von zwey Partheyen, von der aristokratischen und der demokratischen. Zu jener gehörten die Polignacs, und die übrigen Höflinge; das Haupt der Demokraten stellte Orleans vor. Die Demokraten waren aber in Ansehung der Bestimmung Orleans nicht einig. Einige wollten ihn auf den Thron erheben, andre ihn nur zum Werkzeuge einer demokratischen Staatsveränderung brauchen. Alle zogen jedoch von seinem unermesslichen Reichthume Vortheil, und alle waren äusserst geschäftig, das gemeine pariser Volk durch übertriebene Schilderungen des üppigen Hoflebens, zum lauten Ausbruche des Unwillens, zum förmlichen Aufstande zu reizen. Der Unfug des Pöbels wurde auch täglich um sich greifender. Er fürchtete nicht einmal das Militär. Auf die französische Fußgarde, die unter den Einwohnern von Paris ihre Verwandten hatte, die zum Theil schon durch orleanisches Geld gewonnen war, durfte man auch keine große Rechnung machen.

Der Hof bestimmte daher den König, in der Nähe von Paris, eine Armee, meistens
von

von fremden Soldtruppen, von Schweizern, Deutschen, Polen, zu versammeln. Diese machten, mit einigen etwas entfernter stehenden Abtheilungen, gegen 50,000 Mann aus. Die unvorsichtigen Höslinge scheuten sich nun gar nicht, den Plan, den sie durch diese Armee ausführen wollten, laut werden zu lassen. Sie gaben der demokratischen Parthey zu allerley Gerüchten von den Absichten des Hofes Gelegenheit. Der Hof, hieß es, wolle die Nationalversammlung umringen, und ihre Mitglieder niederstoßen lassen; man würde der Hauptstadt alle Zufuhre abschneiden; es würden schon Batterien aufgeführt.

Alle diese Nachrichten und Sagen wurden in Palais royal erfunden, oder ausgebildet. Die Stadt wurde indessen immer unruhiger. Alle Classen von ihren Bewohnern geriethen in Bewegung. Man theilte heimlich Waffen aus. Man suchte das Mitleiden der Soldaten rege zu machen. Die französische Garde gab zuerst das Versprechen, daß sie gegen ihre Mitbrüder nie die Waffen ergreifen wollte. Als 11 Gardisten,
die

die ihren Officieren geradezu erklärt hatten, daß sie nicht auf ihre Mitbürger feuern würden, in Verhaft kamen, wurden sie vom Volke wieder befreyt, und im Trumphe nach dem Palais royal gebracht.

Die militärischen Anstalten um Paris und Versailles erhielten indessen ein immer furchtbareres Ansehn. Die königliche Leibwache war beständig zu Pferde. Das Schloß war von der Schweizergarde umsetzt. Die fremden Truppen standen in der Orangerie, und die Canoniere hielten sich zum Feuern bereit. Mirabeau bewog daher die Nationalversammlung, bey dem Könige auf die Entfernung der Truppen zu dringen; die Sache, sagte man ihm, befände sich schon in der Lage, daß keine Gewalt ihr Einhalt thun könne. (So sehr rechnete man also schon auf die kraftvolle Unterstützung des Volkes!) Der König antwortete auf das Verlangen der Nationalversammlung: „die Truppen wären blos da, um dem schändlichen Unfuge des Pöbels zu wehren; sie sollten die öffentliche Ruhe, und die Freyheit der Verathschlagungen sichern.“ Die
 Ras

Nationalversammlung war mit dieser Antwort so sehr zufrieden, daß Mirabeau vergebens fortfuhr, auf das Zurückziehen der Truppen zu dringen.

Indessen wendete sich der ganze Aerger, den die Hofparthey über das Benehmen der Nationalversammlung und der Demokraten empfand, gegen Necker, den man ganz allein für den Urheber dieser Verlegenheit hielt. Nachdem Urtheile von Moleville, und dieß war wohl das Urtheil der ganzen Hofparthey, handelte Necker entweder unbesonnen, oder verrätherisch. Man wollte ihm nicht einmahl in Finanzsachen einige Talente zugestehen. Die wüthgen Köpfe unter seinen Feinden nannten ihn einen geschickten Agioteur, einen Minister, der sich nicht zu helfen wüßte, der aus Nichts Gold, und aus einem Reiche ein Nichts gemacht habe *)! Ihr Aerger traf den Necker aber hauptsächlich deswegen, weil er mit ihren Planen nicht übereinstimmte. Es war derjenige, der dem

Kö:

*) Agioteur adroit, ministre sans moyen,
De rien il fit de l'or, et d'un empire
il fit rien.

Könige die in der feyerlichen Sitzung vom 23ten zu haltende Rede ausarbeiten half. Am Abend vorher brachte ihm ein Page ein vom Könige geschriebenes Billet, worinn er ihm drey von den vorigen verschiedene Sätze, die das Ganze wesentlich veränderten, mittheilte. Necker hielt sich nun von der Sitzung zurück. Dadurch befestigte er sich wieder in dem wankenden Vertrauen des pariser Publicums so sehr, daß er jetzt der einzige war, der vielleicht eine Vereinigung der Gemüther hätte bewirken können. Necker, der die Schwierigkeiten, die die Denkart der Hofparthey einer solchen Vereingung entgegensetzte, sehr gut einsah, bewies seine Abneigung, sich einen so mißlichen Geschäfte zu unterziehen, durch die Bitte um seine Entlassung. Diese wurde ihm zwar vom Könige verweigert, und das Volk führte ihn im Triumphe von dem königlichen Pallaste nach seiner Wohnung; aber Necker nahm, seit der Zeit, an keinen Maßregeln des Hofes weiter Theil. Diese leitete ein geheimes Conseil, und die Minister waren gleichsam nur zum Scheine da. So kam es, daß das blinde Vertrauen auf die königliche Macht immer

immer fortbauerte, daß man zur Aufrecht-
haltung derselben, schwache, zweckwidrige
Maßregeln ergriff. Endlich ließ sich der
König überreden, daß Necke, während er
den redlichen, den bey dem Volke beliebten
Minister sich vorzustellen bemühet, auf den
Trümmern der Monarchie sich eine eigne
Gewalt zu bilden suche. So wenig kannte
Ludwig XVI diejenigen, denen er sein Ver-
trauen geschenkt hatte! Wenn Necke auch
nicht Gewandtheit, nicht Thätigkeit genug
besaß, dem lauten Ausbruche der Unzufrie-
denheit des Bürgerstandes, und den Vor-
theilen, welche die orleanische Parthey von
demselben zu ziehen wußte, zu begegnen;
wenn er zu den Anmaßungen des Bürger-
standes allerdings selbst den Grund gelegt
hatte, so handelte er gewiß nicht so eigens-
nützig, so unredlich, als ihm seine Feinde
unter den Adlichen und Prälaten Schuld gas-
ben. Welcher Minister, und wenn er auch
unsern Necke in Ansehung der Fähigkeiten
und der Klugheit eines obersten Staatsbes-
amten weit übertraf, würde den Hänken der
geheimen Hofreglerung, denen die schwache
Gutmüthigkeit des Königs ein so freyes
Spiel

Spiel ließ, mit glücklichem Erfolge haben entgegen arbeiten können? Genug, Necker erhielt (12. Jul.) vom Könige den geheimen Befehl, das Reich sogleich zu verlassen, und Ludwig rechnete so sehr auf seine Redlichkeit, daß er ihm eine ganz stille Vollziehung seines Befehles zumuthen konnte. Necker war gewohnt, nach der Tafel eine Spazierfahrt zu thun. Diese gab ihm eine gute Gelegenheit, sich ohne Geräusch von Paris zu entfernen. Das Billet des Königs war der Paß, der ihn aus Frankreich hinaus brachte.
